



0

## FRIEDRICH KITTLER

ohne Datum

Kittler

AUFSCHREIBESYSTEME 1800/1900

Vorwort

Das Wort Aufschreibesystem steht (übrigens schon als Zitat aus einer anderen Sprache) in Schrebers *Denkwürdigkeiten* und vertritt dort die Frage, was wo in wessen Namen und an welche Adressen zu Papier kommt. Es scheint ein gutes Wort, um Literaturgeschichte auf einer elementaren Ebene zu treiben – als Geschichte der Praktiken, deren Zusammenspiel eine Schriftkultur ausmacht. Thema sind also einfach Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen.

Schon eine solche Themenstellung weicht ab von den Grundannahmen, unter denen Geistesgeschichte und Literatursoziologie die Gegebenheit literarischer Texte angegangen sind. Die Geistesgeschichte hat den Informationskanal Schrift, in dem Literaturen seit langem vorliegen, übersprungen in Richtung auf einen Sinn, den die Schrift zwar befördert, aber in seiner Intelligibilität untangiert läßt. Thema wurden keine Buchstäblichkeiten, sondern Weltanschauungen oder Gedankengebäude, weil erst sie als geschichtlich und geschichtsmächtig galten. Die gängige Literatursoziologie hat, gerade umgekehrt, Texte vor allem als Widerspiegelungen gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse gelesen, deren Paradigma bekanntlich Arbeit und nicht Information ist. Dampfmaschinen und Webstühle (auch bei Goethe) wurden Thema, aber keine Schreibmaschinen.

Vorliegendes Buch dagegen geht davon aus, daß nicht erst der Geist und nicht nur die Arbeitsprozesse Literaturgeschichte machen. Wenn literarische Texte Geschichte sind und haben, berührt das den Stand der Informationstechniken – programmatisch und nicht nur mimetisch. Und wenn Poesie Nachricht ist, kann sie als Technik analysiert werden, anstatt (wie seit Schivelbusch wieder üblich)

in gelegentlichen Reflexen auf andere Techniken. Wie Schriftsteller die Eisenbahn, diese Muskelarbeitsersparnis, erlebt haben, ist sicherlich literaturhistorisch wichtig. Wie Literatur selber als Ausweitung oder Ersatz des Zentralnervensystems fungiert, ist noch um einiges wichtiger.

Einer literaturwissenschaftlichen Methode, die nach Maßgabe ihres Gegenstandes vorgeht und Begriffe nicht vom Außen einer Philosophie, Soziologie oder auch Psychologie übernimmt, begegnet also zunächst und zuerst die scheinbare Äußerlichkeit Information. Elementares Datum ist, daß Literatur (was auch immer sie sonst sein mag) Daten verarbeitet, speichert, weitergibt. Und daß solche Datenakquisitions-, Datenspeicherungs- und Daten-transmissionssysteme, wenn es sie in Gestalt von Texten gibt, dieselbe technische Positivität wie bei Computern auch haben.

In Frage stehen also Texte auf der Ebene ihrer puren Existenz, nicht erst in dem, was sie besagen oder darstellen, widerspiegeln oder kritisieren. Dergleichen Gehalte mögen in der Perspektive von Lesern wohl allen Vorrang genießen. Eine wissenschaftliche Textanalyse, weil für sie auch Lesen ein Forschungsthema und keine Selbstverständlichkeit darstellt, tut aber gut daran, die materielle Basis Information im Blick zu behalten. Nüchtern besehen, sind Bücher Mengen gedruckter Wörter. Und unter Bedingungen einer Gegenwart, die ganz andere Datenverarbeitungstechniken als Bücher kennt, lautet die dringliche Frage, was Wörter leisten und was sie nicht leisten, nach welchen Regeln sie aufgeschrieben und gespeichert werden, nach welchen Regeln gelesen und ausgelegt. Ziel ist der Entwurf eines Organisationsplans für den Nachrichtenfluß, den wir Literatur nennen, die Angabe der einzelnen Instanzen und Positionen, die nach Shannons Schema Quelle/Sender/Kanal/Empfänger zusammengesaltet sind: Wer firmiert als die Quelle, die von Texten zur Sprache gebracht wird, wer als Textverwalter oder -interpret, der sie selber zur Sprache bringt? Wer darf an den Platz eines Schreibers treten und wer an den der Leserschaft? Nicht weniger und nicht mehr soll IIII der Titel Aufschreibesysteme besagen.

Eine allgemeine Problemstellung, die sichtlich von Medientheorien und Kybernetik geprägt ist. Aber im Unterschied zu vielen anderen Versuchen, Literaturwissenschaft in Informationstheorie einzubetten, erprobt vorliegendes Buch seine allgemeine Problemstellung an historischen Lagen. Auch und gerade nachrichtentechnische Begriffe sollen literarische Gegebenheiten weder formalisieren

(Bense, Eco) noch idealisieren (H.D. Zimmermann). Während solche Literaturtheorien Shannons (meist auch noch um die Nachrichtenquelle amputiertes) Schema als zeitlose Invariante handhaben, geht es hier gerade umgekehrt um seine Besonderungen in Raum und Zeit. Welche Bedingungen eine gegebene Kultur an die Funktion von Schreibern knüpft und welche anderen an die von Lesern und Interpreten – das sind Fragen über die Idealisierungen hinaus, von denen es zumal in Habermas-Nachfolge genügend gibt. Den Idealtheorien haftet zumindest der eine Mangel an, hochkomplexe Nachrichtensysteme wie das literarische auf Elementarmodelle zu reduzieren, wenn sie nicht gar – in einem zweiten Schritt – dem Faktum Literatur mit Normierungsversuchen entgegentreten.

Information aber ist ein technisches und kein philosophisches Konzept. Es eignet sich besser zur Analyse vorgegebener Datenflüsse als zum Entwurf kommunikativer Wunder. Die Frage heißt nicht, wie komplexe Gesellschaften dazu zu bringen wären, eine vernünftige Identität auszubilden, sondern wie bestimmte Nachrichtennetze es wirklich dahin gebracht haben, vernünftig zu heißen. Das beschäftigt an alltäglichen Situationen Pragmalinguisten nach ihrer Abkehr von Idealmodellen (Wunderlich, Ehlich), das beschäftigt angesichts historischer Lagen das vorliegende Buch.

Auch Analysen von Gegebenheiten setzen freilich eine Art Idealisierung voraus. Es ist die Annahme, daß empirische Situationen ihre Standards haben. Sonst wäre jede Beschreibbarkeit über |IV| bloßes Protokollieren hinaus ausgeschlossen. Aber wie vor allem Ethnomethodologen (Garfinkel, Hymes u.a.) gezeigt haben, bleiben Positionen in einem Nachrichtennetz nie nur individuell. Weil eine jede Kultur bei Daten Bedingungen des Zugangs und der Verwaltung, des Gebrauchs und der Weitergabe aufstellt, können die jeweils beteiligten Individuen als Funktions-träger behandelt werden. (Für technische Medien liegt das auf der Hand.) Deshalb scheint es aber auch nicht unmöglich, die Plätze z.B. des literarischen Autors, seiner Leser/innen und seiner Interpreten für einen gegebenen Zeitraum zusammen anzuschreiben. Das hat literaturhistorisch den Vorteil, Bestimmungen noch auf einer Ebene treffen zu können, die mehr Texte einschließt als die hermeneutischen Letztbestimmungen Autor, Werk, Gattung, aber auch nicht nur Epochenstil, Zeitgeist, Kulturmorphologie bleibt. (Funktionen in einem Regelkreis sind definierter und vor allem berechenbarer als Intentionen oder Gestalten.) Und es hat literatursoziologisch den Vorteil, so

globale Titel wie «Gesellschaft», «Kritik», «Affirmation» durch namhafte Instanzen und nachweisbare Aufgabenbereiche zu ersetzen. Weshalb vorliegendes Buch durchweg auf einer Ebene nur mittlerer Verallgemeinerung argumentiert und d.h. anstelle von bloßen Eigennamen einerseits, von zeitlosen Wesensbestimmungen andererseits die Standesbezeichnungen und Sozialtypen, die Geschlechter- und Altersrollen bevorzugt.

Um nun derart standardisierte Funktionen anschreiben zu können auf einem Feld, das üblicherweise sehr anders, nach Eigennamen und Biographien nämlich aufgeschlüsselt wurde, ist ein Verfahren systematischer Vergleichung angeraten. Erst im Kontrast zu alternativen Möglichkeiten zeichnet sich der Organisationsplan eines gegebenen Systems ab – durch die Funktionen, die er einbezieht, ebenso sehr wie durch die, die er ausschließt. Für diesen Vergleich scheint es notwendig und hinreichend, das literarische Nachrichtennetz zweier unterschiedlicher Zeitpunkte zu rekon|V|struieren. Notwendig, weil erst in der Differenz die Funktionen von ihren jeweiligen Trägern oder Ausfüllungen abtrennbar werden. Aber auch nicht mehr als hinreichend, weil natürlich kein historisches Nachrichtennetz so voraussetzungslos ist, wie das erste untersuchte System zu Anbeginn scheinen muß. Ein Mißstand, dem wenigstens insofern Rechnung getragen wird, als jeweils vor der Analyse eines synchronen Nachrichtensystems Einleitungskapitel seine historischen Voraussetzungen in Erinnerung rufen.

Der Systemvergleich in historischer Absicht und von zwei oder mehreren Zuständen ist ein verbreitetes Verfahren moderner Historik, die ja im Unterschied zur überkommenen Geistesgeschichte an synchronen Funktionszusammenhängen interessiert ist. Er kann geradezu als gemeinsamer Nenner der Untersuchungen gelten, die Kuhn oder Bachelard für die Geschichte der Naturwissenschaften, Canguilhem oder Foucault für die Geschichte der Menschenwissenschaften unternommen haben. In Hinsicht auf Literatur(en) scheint ein solcher Vergleich zwar noch nicht versucht, aber es gibt doch bei Foucault – in der *Ordnung der Dinge* und anderen Schriften – inhaltlich wie methodisch beträchtliche Vorarbeiten zu einem solchen Projekt.

Einige von den methodischen Entscheidungen Foucaults, der ja für Systeme schriftlicher Nachrichten den Grundbegriff Diskurs aufgebracht hat, übernimmt vorliegendes Buch. Um solche Systeme und den Paradig-mawechsel zwischen ihnen zu rekonstruieren, ist es nicht

unumgänglich, die untersuchten Zustände zur Gestalt eines einzigen Zeitkontinuums zu bringen. Im Gegenteil liegt vieles daran, sie so schmal wie Momentaufnahmen zu halten, ohne die Zwischenzeiten mit Spekulation zu überbrücken. Und speziell für den untersuchten Zeitraum hat schon Heidegger postuliert, das 19. und «zweideutigste Jahrhundert» könne «nie auf dem Wege einer Beschreibung des Nacheinanders seiner Abschnitte» verstanden werden. «Es muß von zwei Seiten her gegenläufig eingegrenzt [VI] werden, vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und vom ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.»<sup>1</sup> Also haben die zwei Zustände von Literatur, die hier beschrieben werden, jeweils die zeitliche Breite nur einer Generation (1800 ± 15, 1900 ± 15). Unter solchen Begrenzungen erst, wie datierte Quellennachweise sie auch durchgängig belegen, ist es nämlich einigermaßen wahrscheinlich, zu ihrer Zeit effektiv gewesene Funktionszusammenhänge anzutreffen und bei aller unumgänglichen Standardisierung einen Raum nachweisbarer Interaktionen zu behandeln.

Der Preis bei solchen methodischen Zäsuren oder Sektionen ist es natürlich, erstens für historischen Wandel in Großzeiträumen keine Kausalerklärungen liefern zu können und zweitens eventuelle Modifikationen noch unterhalb einer untersuchten Zeiteinheit nicht zu statuieren. Was den ersten Punkt angeht, eröffnet die Methode, so wie Foucault sie entwickelt und in der *Archäologie des Wissens* auch begründet hat, doch erst einmal die Chance, jene Paradigmen und Parameter zu isolieren, für deren Wechsel dann Kausalerklärungen beizubringen wären. Das ist in der Literaturgeschichte, vor allem wo sie Zeitabläufe auf fertige Vorstellungen etwa von Aufklärung oder Reflexionsbewegung bezieht, nicht immer garantiert – mit dem Ergebnis terminologischer Anachronismen. Die andere Beschränkung der Methode kann immerhin als Korrektiv gegenüber der verbreiteten Neigung dienen, Neuerungen auf literaturgeschichtlichem Feld grundsätzlich zu personalisieren – mit dem Ergebnis, daß die konstanten Bedingungen einer Zeitlage hinter lauter Narzißmen des kleinen Unterschieds verschwinden. (Erinnert sei an die üblich gewesenen Darstellungen von Weimar und Jena, Klassik und Frühromantik.)

Trotz dieser zwei Beschränkungen ist die systemvergleichende Methode, welche Vorwürfe auch immer an die Adresse «Strukturalismus» gerichtet wurden, an nichts mehr interessiert als an Veränderung. Die zwei Zustände von Literatur, die vorliegendes Buch behandelt,

sind ausgewählt nach dem einen leitenden Gesichtspunkt, jeweils ebenso elementare wie folgenreiche Innovationschübe schriftlicher Datenverarbeitung zu repräsentieren. Mit dieser Fragestellung rückt Veränderung selber ins Untersuchungszentrum. Denn so gewiß jede neue Zeit etwas an literarischen Praktiken modifiziert, so selten sind doch die Einschnitte, die ans Konzept Literatur selber rühren. An ihnen und nur an ihnen kann exemplarisch deutlich werden, wie geschichtsblind die Verwendung von Termen wie Autor oder Werk als invarianter Grundbegriffe wäre. Veränderungen auf Systemebene stellen eine ganze Regularität der Nachrichtenverarbeitung (und damit auch scheinbare Grundbegriffe) zur Disposition. Sie werfen also zugleich die Sachfrage nach der Einheit des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches und die Methodenfrage nach einer Begrifflichkeit auf, die vor ihnen Bestand hätte. Das mag ihrer Analyse, über die direkten Befunde hinaus, etwas Exemplarisches geben.

Daß es Innovationsschübe im Literarischen (und nicht nur im wohlbekanntem Technischen) gegeben hat, muß freilich erst einmal gezeigt werden. Einer solchen These steht zumal die Annahme einer gesamteuropäischen Literaturtradition (in Gattungskonstanzen und Themenfeldern, wo nicht gar in hermeneutischen Überlieferungshorizonten) entgegen. Indizien, die für sie sprechen, sind zunächst Selbstzeugnisse und Selbstverständnisse von Beteiligten, die tatsächlich zu keinem der untersuchten Zeitpunkte fehlen – und das im Unterschied zum Epigonenbewußtsein etwa von 1820 oder 1865. Aber solche Bekundungen revolutionärer Umbrüche könnten auch nur Figuren einer verbreiteten neuzeitlichen Rhetorik sein. Beweiskräftig sind erst Daten und Belege, die diesseits von allem Meinen einen Umbruch in den Kulturtechniken selber zeigen.

Für die zweite Zäsur, die hier zur Untersuchung steht, läßt die Sachlage kaum Zweifel, daß mit der Serienreife der Datenver|VIII|arbeitungsapparate Schreibmaschine (Remington II von 1878), Phonograph (1887) und Film (1895) Literatur überhaupt einen veränderten Stellenwert erhalten hat. Schrift, Akustik und Optik treten auf historisch nie dagewesene Weise auseinander – die literaturwissenschaftliche Medienforschung ist sich wenigstens soweit einig. (Einmal abgesehen von der Schreibmaschine, der ja einzig McLuhan, von Hause auch[!] Literaturwissenschaftler, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat.)

Und weil der Innovationsschub von 1900 ein weltweites Phänomen war, können die Effekte und Reaktionen, die er

im Literarischen auslöste, auch in einer germanistischen Untersuchung nicht nur mit deutschen Texten belegt werden. Auf Villiers, Mallarmé, Proust, Marinetti, Apollinaire und Valéry, auf Stoker, Doyle, G. Stein und W. James fallen wenigstens Streiflichter.

Der andere Innovationsschub aber, der hier Thema ist, wird selten als solcher beschrieben. Personalisierende Literaturgeschichtsschreibungen haben ihn dem einen Goethe zugeordnet. Erst in letzter Zeit gibt es Versuche, die Literaturrevolution der Goethezeit in systematischen und anonymen Begriffen zu beschreiben. So hat Bosse die Entstehung des Urheberrechts, Weimar die der Literaturwissenschaft behandelt. In Fortführung ihrer Fragen und Ergebnisse werden hier die Reformen der Schreib- und Lesepraktiken Thema, die zu jener Zeit das Medium Buch (auch ohne technische Konkurrenz) revolutioniert haben. These ist, daß sehr einfache und technische Handgreiflichkeiten, weil sie eine allgemeine Alphabetisierung möglich machten, die materielle Basis der klassisch-romantischen Literatur in ihrem Erfolg selber gewesen sind. Und weil bei diesem Innovationsschub namens Bildung – in seinem Unterschied zur ersten industriellen Revolution – Deutschland führend war<sup>2</sup>, bleiben die Belege im ersten Teil auf deutsche beschränkt. |IX|

Der unterschiedlichen Evidenz und Lokalität jener zwei Zäsuren entspricht, daß die Argumentation beim Schnitt von 1900 auf weite Strecken den Vorarbeiten einschlägiger Medientheorien (McLuhan, W.J. Ong) und Literaturgeschichten (Schanze, Kaes) folgen kann, beim Schnitt von 1800 indessen erst einmal elementare Daten beizubringen hat. Ethnologien und Historiken der Alphabetisierung (etwa Goody und Puret/Ozouf) decken meist relativ große Zeiträume ab, die dann Schriftkultur überhaupt oder Druckkultur überhaupt heißen. Im Blick auf das literaturwissenschaftlich wieder sehr akute Problem Periodisierung scheint es aber angebracht, historischen Wandel auch noch innerhalb solcher Großformationen zu untersuchen. Erst dann tritt der Unterschied zwischen einer allgemeinen Alphabetisierung, wie sie um 1800 einsetzt, und früheren Formen gelehrter Druckschriftlichkeit so zu Tage, daß er strikt synchrone Veränderungen auch des Literaturkonzepts erklären kann. Weil diese Etappe des Mediums Buch von den klassischen Medientheorien übergangen wird, müssen Belege für sie aus historischen Lesesozio logien (Schenda, Engelsing, Gessinger), vor allem aber aus den großartigen und minutiösen Kulturgeschichten der positivistischen Epoche (Büngers, Kehr, Stephan, Paul-

sen u.a.) zusammengezogen werden. Im Positivismus, der ja Schreiben und Lesen auch systematisch, nämlich experimentell durchgemessen hat, ist ein immenses, von der Geistesgeschichte nur wieder verdecktes Wissen über Nachrichtensysteme gespeichert gewesen. Es braucht mit bekannten Fakten der Literaturgeschichte nur noch korreliert zu werden, damit eine Historik des Diskurses Möglichkeit wird.

Zusätzliche Absicherung erfahren die zwei Schnitte, so wie sie in literaturhistorischer Absicht durchscheinbare Kontinuum deutscher Dichtung gelegt werden, durch Korrelation mit anderen Wissensformen. Elementare Regelungen von Schreiben und Lesen müssen ja Effekte weit über Literatur im engen Sinn hinaus zeitigen. Beide Zäsuren stimmen in ihren Daten denn auch mit Be|X|funden überein, die Foucault an sehr anderen, nämlich wissenschaftlichen Diskursen gemacht hat. Zu vergleichbaren Ergebnissen ist ferner Derrida gelangt, als er bei Rousseau ein neues Verhältnis zwischen Alphabet und Stimme (*De la grammatologie*) sowie zu Zeiten Freuds den Einbruch technischer Telekommunikationsmittel in die Schriftdatenverarbeitung feststellte (*La Carte postale*). Gleichwohl riskiert vorliegendes Buch – von seinem ganz anderen Belegmaterial einmal abgesehen – auch methodisch einen Schritt über Foucaults Diskursanalyse und Derridas Grammatologie hinaus.

Was zunächst Derrida angeht, so wird der Grammatologie oder philosophischen Schrift-Theorie ihre spekulative Methode überall dort zum Hemmschuh, wo exegetische Verfahren nicht mehr ausreichen. Niemand kann die Letternfolge einer Schreibmaschinentastatur denken oder interpretieren. Was beizubringen bleibt, sind empirische Daten über Zeitpunkt und Absicht einer solcher Standardisierung – eine Arbeit, die Derrida schon durch die Restriktion seines Belegmaterials auf große und spekulative Texte umgeht. Demgegenüber folgt vorliegendes Buch dem Vorgehen Foucaults und d.h. einem Positivismus, für den die Gleichgültigkeit diverser und anonymer Texte anstelle des philosophischen Kronzeugenanspruchs getreten ist. Welche Textsorten welche Funktionen in einem gegebenen Nachrichtennetz spielen, kann und soll nicht präjudiziert werden. Aber die Zuordnungen zwischen den verschiedenen Disziplinen, die je ein synchrones Wissens- oder Sozialsystem ausmachen, bleiben bei Foucault rationale Konstruktionen des Analytikers und somit kritisierbar. Der Grund dafür ist offenkundig, daß Foucault Regularitäten des Diskurses als denkbare Regeln behandelt,

also kaum auf die materielle Basis Informationsfluß zurückgeht – mit der Folge einer Ausblendung technischer Schwellen aus seinen Analysen.

Auf genau diese Schwellen, sofern sie nicht zu denken, sondern nur zu beschreiben sind, müssen Foucaults Befunde mithin übertragen werden, soll das Ergebnis empirisch s[t]ichhaltiger sein. Eine |XI| Transkription, die erstens den Vorteil hat, das Konzept Diskurs wieder dort anzusiedeln, wo es zu Hause ist. Bislang hat Foucault ja stärker auf Sozial- und Geschichtswissenschaften (Donzelot, Baudrillard, Said) als auf eine Literaturwissenschaft gewirkt, die für «Diskurs» gleichwohl sehr zuständig wäre. Und zweitens mag eine technische Relektüre Foucaults oder auch Derridas an wesentlich erweitertem Datenmaterial den Effekt zeitigen, daß sich eine Archäologie strukturalistischer Grundannahmen aus Geschichtsfakten abzeichnet. Nicht umsonst figuriert in der *Archäologie des Wissens* die Schreibmaschinentastatur von 1888 als unersetzliches, aber trügerisch zeitloses Paradebeispiel. In diesem und manchem anderen Fall ist vorliegendes Buch bemüht, Figuren gegenwärtigen Denkens (Knappheit, Unübersetzbarkeit, Verräumlichung) auf historische Entscheidungen zurückzuführen und damit zu limitieren.

Als Vokabular zur Überführung philosophischer Theorien in historische Befunde ist das technische geeignet. Wenn vorliegendes Buch durchgängig Begriffe aus Nachrichten-, Schaltungs- und Regelungstechnik auf Gegebenheiten der Literatur und Schriftkultur anwendet, dann in möglichst großer Präzision und ohne metaphorische Einschränkungen. Denn dieses Vokabular ist die einzige Sprache, die die behandelten Sachverhalte weder rationalisiert noch idealisiert. Neutral gegenüber den untersuchten Textsorten und Wissensformen, also zum Beispiel weder philosophisch noch psychoanalytisch, hat das technische Vokabular – und zwar aus den handgreiflichsten Gründen von der Welt – den Vorzug, unmittelbare Handlungsanweisungen von endlicher Schrittlänge zu geben, also Nachrichtensysteme auf ihren Bauplan hin auseinanderzunehmen.

Dieser Technizismus in bezug auf «schöne Künste» und Literatur mag befremden. Und doch ist er nicht ohne Stützen. Heidegger hat gezeigt, daß die Dinge, denen wir frei zu begegnen meinen, seit langem vom Wesen der Technik (und das hieß für Heidegger heute: durch Informatik) bestimmt sind. Eine entsprechende Ana|XII|lyse ist möglich bei den Reden, die wir hören, und den Texten, die wir lesen. Sicher ließ Heidegger – nicht immer, aber tendenziell – ein

Reservat jenseits aller Planifikation offen: Dichtung oder Kunst. Aber das ist der kritische Punkt. Wenn Literaturen auch informeller sind als die Gebäude gleichzeitiger Wissenschaften und Institutionen, dann koppelt sie das noch nicht von ihnen ab. Vielleicht stellt es nur operative Möglichkeiten sicher. Und schon methodisch erscheint es ergiebiger, dort, wo die Kunstmetaphysiken (vor denen auch Linke nicht gefeit sind) ein autarkes Reich oder gar die kritische Wahrheit einer Gesellschaft erblicken, Funktionszusammenhänge zu unterstellen, die Literatur also probeweise wie eine soziokulturelle Lenkungstechnik unter anderen zu analysieren. Im Unterschied zur gegenteiligen Annahme erlaubt eine solche Hypothese wenigstens Verifikationen bzw. Falsifikationen.

Dasjenige, was Christa Bürger – in einem historisch eingeschränkten Sinn – Institution Kunst genannt hat, wird also hypothetisch verallgemeinert und mit anderen Institutionen korreliert, um – über Bürgers Frage hinaus – die Systemstelle von Literatur zu einem gegebenen Zeitpunkt zu ermitteln. Dabei geht es nicht um die natürlich längst untersuchten Einflüsse bestimmter Wissenschaften oder Institutionen auf Einzelautoren, sondern um die Möglichkeitsbedingungen solcher Einflüsse. Daß zum Beispiel die Dichtung der Goethezeit enge Beziehungen zum Deutschen Idealismus aufgenommen hat, ist zur Genüge bekannt. Aber wie die Systeme von Poesie und Philosophie organisiert gewesen sein müssen, um jeweils ein Interface zum anderen System zu haben, muß auf einer anderen Ebene als der von Einflüssen und Wirkungen verhandelt werden. Solche Fragen sind nur lösbar durch Analyse realer Institutionen und nachweisbarer Adressierungen.

Die Analyse der Adressierungen erlaubt es zunächst, die einschlägigen Wissensformen und Institutionen namhaft zu machen. Texte haben, wie sich pragmalinguistisch zeigen läßt, grundsätzlich Ränder, die sie in einen Nachrichtenfluß eingliedern. |XIII| Aus Titeln, Vorreden, Widmungen, Offenen Briefen und dergleichen geht wohl am klarsten hervor, aus welchen Quellen literarische Texte gespeist sind und an welche Adressen der Lektüre, Verwertung, Interpretation usw. sie gehen. So ergibt sich, ganz wie bei Briefen, aus den Daten für Sender und Empfänger ein nachweisbares Nachrichtennetz (Pestalozzi/Mütter/Beamte, Goethe/Hegel, Schreiber/Flehsig usw.).

Das empirische Vorgehen ist deshalb so notwendig, weil die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Literatur und anderen Wissensinstitutionen so oft und gern

von eben jenen interessierten Institutionen präjudiziert wurde. Auf seine Weise hat Freud die Dichter genauso für sich reklamiert wie vormals Hegel. Solche teils überlieferten, teils auch institutionell oder akademisch verankerten Zuordnungen schreiben etwas systematisch fest, was historisch variabel ist und in seiner Variabilität untersucht werden müßte. Darum ist das Faktum, daß es überhaupt Referenzwissenschaften von Literatur gibt, wichtiger als ihre wechselnden Namen. Statt einmal mehr über Themen wie «Dichtung und Philosophie», «Literatur und Psychoanalyse» zu handeln, unternimmt vorliegendes Buch den Versuch, ein Feld zu beschreiben, auf dem solche Kopplungen datierbare Möglichkeiten sind. Was zugleich einschließt, das Unmöglichwerden und die Ersetzung bestimmter Kopplungen durch andere nachzuzeichnen. Erst so lassen sich Leistungen und Grenzen derjenigen Diskursnetze angeben, die faktisch etabliert gewesen sind.

Bei diesem Nachrechnen aber geht es nicht darum, irgendwelche alternativen Modelle vorzuschlagen (wie denn vorliegendes Buch Alternativen, statt sie lediglich anzudeuten, als undenkbar beiseite läßt). Es geht nur um einen Schritt zurück hinter die etablierten Kopplungen. Gar nicht zu bestreiten ist, daß Werke der Klassik-Romantik von der ihnen gleichzeitigen Philosophie optimal erschlossen wurden oder daß viele moderne Texte nach einer Psychoanalyse nachgerade rufen. Selten aber wird nach den [XIV] historischen Möglichkeitsbedingungen solcher Verwandtschaften und Interpretabilitäten gefragt. Der sogenannte Methodenpluralismus in seiner Beliebigkeit mag eine Folge dieser Unterlassung sein.

Wenn dagegen der Nachweis gelingt, daß und wie Literaturen jeweils im Kontext mit angebbaren Referenzwissenschaften sprechen, verschwinden die Legenden von einem Autor, der sagen kann, was er will, und einem Leser, der denken darf, was ihm einfällt. Wie alle hier vorgeschlagenen Konzepte dient auch das der Intertextualität (Kristeva) einer Limitierung. Literatur, statt auf Erfahrungen zurückzugehen, wird zur positiven Figur in historischen Feldern. Nach McLuhan ist der Inhalt eines Mediums stets ein anderes Medium. In diesem Sinn fragt vorliegendes Buch nach den Wissensmächten, die für eine gegebene Zeit als Sache der Literatur firmieren und den Spielraum ihrer Sprache festlegen. Das macht die literarischen Inhalte einerseits beschreibbarer, als wenn diese Sachfrage offengelassen würde (etwa für Einfälle oder Erfahrungen). Das erlaubt zum anderen, eindeutige Prioritäten festzustellen. Durch Abzählen nämlich der jeweiligen Systemstelle von

Literatur lassen sich solche Fälle unterscheiden, in denen eine literarische Schreibpraxis nachträglich Wissenschaft wird, und solche, in denen Literatur eine technische oder wissenschaftliche Datenverarbeitungspraxis fortschreibt. Allzu oft wird diese Frage im vorhinein und nicht am Material entschieden, teils im Sinn eines grundsätzlichen «Vorausgehens» der «Poesie», gleichgültig ob vor «Philosophen»<sup>3</sup> oder vor Psychoanalytikern, teils durch Ausklammerung der Frage selber zugunsten von «Strukturparallelen». Wenn sich dagegen positivistisch zeigen läßt, daß z.B. der freie Reim und die Assoziationsschreibtechniken des Expressionismus aus den Versuchsanordnungen physiologischer Labors hervorgehen (und nicht umgekehrt), ist für die Si|XV|tuierung der angeblich so unverbindlichen Poesie in soziokulturellen Wirklichkeiten einiges gewonnen.

Entsprechendes gilt für den Rezeptionsprozeß. Wiederum hat die Analyse literarisch-institutioneller Vernetzungen zu zeigen, daß und wie gleichzeitige Wissenschaften dasjenige kanalisieren, was dann die Leser zu lesen glauben. Das können, je nach historischer Lage, Buchstaben sein oder Bedeutungen, Stellen oder Werke, Naturbilder oder semiotekhnisch optimierte Codes, derart konträre Konzepte von Text also, wie es sie ohne eine übergeordnete Theoriepraxis gar nicht geben könnte. In der Betonung von Wissensmächten, die Leseakte reglementieren, damit aber historisch in ungezählte Varianten auflösen, unterscheidet sich vorliegendes Buch von einer Rezeptionstheorie, die den literarischen Text als Leerstellenangebot für den idealen Leser beschreibt und damit vielleicht nur kodifiziert, was Interpretieren, wenn sie ihren Textumfang formulieren, manchmal voraussetzen scheinen: sie seien es, die ein Buch zum erstenmal und aus freien Stücken aufschließen. Solchen Idealisierungen gegenüber ist es nicht allzu schwer, Lektüre als eine abhängige Variable zu erweisen, der jeweils schon mehr oder minder professionelle Instanzen vorgeschaltet sind. Und weil die Institution, die als solche Lesen und Schreiben in unserer Kultur verwaltet, Schule heißt, machen beide Teile des vorliegenden Buches Angaben über Schulstrukturen, vom Elementarunterricht bis hin zur Universität.

Um das Institutionelle am Schreiben und Lesen zu reichend analysieren zu können, kommen ferner die Wissenschaften, die mit einer gleichzeitigen Literatur verschaltet sind, primär als Institutionen in Betracht. Pädagogik oder Philosophie der Goethezeit, Psychophysik oder Psychoanalyse der Jahrhundertwende müssen nicht in allen theoretischen Verästelungen und Spitzenleistungen

beschrieben werden, um sie intertextuell zu orten. Literaturwissenschaft ist ja nicht für Gedanken oder Argumente zuständig, sondern für Schriften und Lesungen. Es reicht daher |XVI| hin, die von solchen Wissenschaften konstituierten Situationen des Nachrichtenflusses zu rekonstruieren – also etwa den Schul- oder Universitätsunterricht und das Aufsatzschreiben, die psychoanalytische Couch und das physiologische Menschenexperiment. Situationen aber sind nicht etwa das Anekdotische an Wissenschaften, ob nun vom Menschen oder von der Natur; sie sind ihre soziokulturelle Wirklichkeit, wie befremdlich diese auch sein mag (Feyerabend). Was überhaupt zu Papier kommt, wer ein Recht auf Lektüre hat, wie Wissen weitergegeben und examiniert wird – alles entscheidet sich auf dieser Ebene. Deshalb kann es ergiebiger sein, statt der oftmals untersuchten Entsprechungen in Themen und Motiven die Entsprechungen zu ermitteln, die zwischen den Schreib- und Lesetechniken gleichzeitiger Literaturen und Wissenschaften bestehen. Daß Hoffmanns *Goldner Topf* mit seiner Atlantis-Phantasie ein Dicht- und Denkmotiv der Zeit (aetas aurea) behandelt, ist zureichend untersucht; nachzutragen bleibt, daß der Erwerb der Fähigkeit, Atlantis aufzuschreiben, eine wahrlich nicht nur fiktive Examenssituation der Zeit ausmacht.

Immer wieder geht es um solche simplen und wohlbekannten Situationen, die gleichwohl kaum erkannt sind, als literarische nicht und auch nicht als wissenschaftliche.<sup>4</sup> Mehr als eine Legende nämlich hat verhindert, Literatur in diesem empirischen, allzu empirischen Umfeld zu sehen. (Immanente Interpretation schließt es bekanntlich schon definitorisch aus.) Ganze Kapitel im vorliegenden Buch versuchen dagegen den Nachweis, daß Hoffmann, goethezeitliche Reformen des Schreib- und Leseunterrichts sämtlich in Szene setzt oder daß Rilke, wenn er ausgiebigst Lesen und Schreiben beschreibt, ohne die Verschriftungstechniken von Psychophysik und Kunsterziehungsbewegung gar nicht zu denken wäre. Fibelstudium, Aufsatz, |XVII| Versuchsprotokoll, Assoziationstest, Fallgeschichte usw. – all das sind ebenso überindividuelle wie unterschätzte Diskurspraktiken und als Nomenklatur geeignet, den Status literarischer Texte anders denn metaphysisch, nämlich historisch und medientechnisch zu bestimmen.

Aber weil Zuordnungen dieser Art das vertraute Raster literarischer Gattungsbezeichnungen verlassen, haben sie auch ihre methodischen Tücken. Der von Mallarmé sogenannte Dämon der Analogie könnte zu rein figuralen oder

strukturellen Konstellierungen verleiten. Wenn Rilkes Roman eine Agraphie-Simulation bloß in dem Sinn wäre, wie er auch eine Passionsgeschichte ist, hätte sich wenig geändert. Es geht aber eben um institutionelle Zuordnungen, die als solche tunlichst aktenmäßig zu belegen sind. Das gelingt nicht immer vollständig, vor allem nicht bei der hochwahrscheinlichen Beziehung zwischen Hoffmann und Elementarunterrichtsreformern wie Pöhlmann oder Stephani. Hier bleibt noch Raum für Recherchen. Im allgemeinen aber lassen sich behauptete Querverbindungen zwischen literarischen und szientifischen Diskurspraktiken bis ins Biographische hinein nachweisen. In gerader Umkehr der Quellenproblematik bei den beiden historischen Schnitten liegen die Dinge hier am einfachsten im durchforschten Zeitraum Goethezeit (Creuzer und die Günderode, Niethammer und Goethe, Schleiermacher und Preußens Kultusministerium). Schwieriger, aber auch wichtiger sind Nachweise für die Experimentalwissenschaften, für Psychophysik und Aphasieforschung der Jahrhundertwende. Wohl infolge ihrer Abkopplung von uns und unseren Nachbardisziplinen muß überhaupt erst einmal dokumentiert werden, daß und wie die Psychophysik mit Literatur und Literaturwissenschaft<sup>5</sup> zu tun gehabt hat. Nicht einmal in Mediengeschichten wird – wohl aus Neigung zu Tagesberühmtheiten – die Grundlagenarbeit eines Fourier, Helmholtz, Wundt, Erdmann, Münsterberg usw. nach Gebühr behandelt. So hat denn die |XVIII| Forschungsliteratur über Benn die eminente Bedeutung des Psychiaters Ziehen, der immerhin Nietzsches Arzt und Benns Vorgesetzter war, nicht ein einzigesmal gesehen. Ähnlich direkt und ähnlich unterschätzt sind die Beziehungen zwischen Kafka und einer Parlographenfirma oder zwischen Rilke, Ellen Key und anderen Reformpädagogen. Nur solche quellenmäßigen Nachweise vorschaffen[!] Argumenten vom Typ, daß frühe Benn-Texte Assoziationstests oder daß Rilke-Texte Freie Aufsätze sind, Gewißheit.

In manchen, namentlich berühmten Fällen liegen natürlich schon Studien über Querverbindungen vor (Herrlitz über Niethammer und Goethe; Muschg und andere über Freud und die Schriftsteller; Calasso über Flechsig, Schreber, Freud; Cournot und (auf ihm fußend) Deleuze/Guattari über Kafka und Medientechniken. Über Gertrude Stein und Münsterbergs «Psychotechnik» hat sogar kein geringerer als Skinner gearbeitet.) Damit beschränkt sich die Aufgabe. Es geht nurmehr darum, die Ergebnisse der Vorarbeiten zu integrieren und an ihnen den institutionellen wie den informationstechnischen Aspekt

herauszustellen. Nicht benutzt sind dagegen Arbeiten, die an sich einschlägig wären, aber genau diese Aspekte übersehen oder ausschalten.<sup>8</sup>

Der systematische Vergleich erstens literarischer und wissenschaftlicher Diskurse sowie zweitens ganzer solcher Verschaltungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten erbringt allerdings selber ein Belegmaterial von solcher Fülle und Datiertheit, daß besagte Ökonomie der Sekundärliteraturbenutzung möglich scheint. Zeitgenossen, die ja Betroffene waren, registrieren institutionelle und technische Züge an Literatur meist genauer als Werkinterpretationen aus historischem Abstand. Und das ist beim Einbruch technischer Medien in die Datenverarbeitung nicht anders: Erst nach 1920 erscheinen Sekundär- und Primärtexte (Th. Mann, Hesse) über die technische Reproduktion von Musik im abgeklärten Sowohl-als-auch-Stil. [XIX]

Aus diesem Grund zieht vorliegendes Buch beim Interpretieren – nach dem Prinzip von Schlüssel und Schloß – durchgängig Parallelstellen aus strikt synchronen, aber unterschiedlichen Diskursen heran. Sachverhalte, für die keine Parallelen aufzufinden sind, werden nicht statuiert. Damit fällt zwar schon im Ansatz jedes mögliche hápax legómenon aus, aber als Ertrag der Methode beginnen die parallel geschalteten Texte einander auszulegen. Und gerade daß solche (oftmals wörtlichen) Übereinstimmungen aus unterschiedlichen, wo nicht feindlichen Diskursen stammen, macht sie beweiskräftig. Andernfalls könnte die Parallelität ja auch mit der Redundanz aller Alltagssprachsysteme wegerklärt werden. Georges Typographie von derjenigen Morgensterns her aufzuschließen, würde wenig besagen. Sie auf ideologisch sehr fern stehende Lesephysiologen beziehbar zu machen, kann das Bild Georges verändern. Insofern hat das Kombinieren von Extremen Methode.

Kein Zufall mag es sein, daß dieses generelle Verfahren im Extremfall Flechsig/Schreber, d.h. zwischen einem Psychiater und einem Patienten, besonders klare Resultate liefert. Denn was vorliegendes Buch von der strukturalen Psychoanalyse (Lacan) übernimmt, ist (außer der Trias real/imaginär/symbolisch) nur folgende Hypothese: Zeichen und Reden, da sie niemand hören, bilden eine über die Individuen hinausgehende Vernetzung, die gut freudianisch aus Indizien und Wörtlichkeiten rekonstruiert und d.h. wieder angeschrieben werden kann. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Verfahren alles an rationalen und sicheren Umgrenzungen des jeweiligen Corpus liegt. Dieses Corpus darf z.B. die Informationsdrei-

ecke Flechsig/Schreber/Freud oder Hegel/Krug/namenlose Dichterleserin einschließen, nicht aber die jeweiligen Interpreten Calasso oder Henrich. Keine Forschungsliteratur, sondern nur ein Krug bzw. Flechsig kann die sehr ökonomische Doppelfunktion erfüllen, zugleich Parallelstellen und Interpretationen für Hegel bzw. Schreber zu liefern.

Es ist ferner plausibel, daß dieses von Hause aus psychoanalytische Verfahren auch literaturwissenschaftliche Eignung hat (was N. Haas, S.M. Weber und andere schon vorexerziert haben). Wörtlichkeiten und Zitatkomplexe, Argumentationsfiguren und Namensnennungen, die einen literarischen Text mit einem nichtliterarischen vernetzen, werden, einmal mehr, beim Wort genommen. In diesem Sinn behauptet kein einziger Satz des vorliegenden Buches, eine zeitlose Wahrheit (über die Literatur etwa) vorzulegen. Jeder einzelne gibt nur die historische Situierung eines Wortes, eines Satzes, eines Buches, einer Büchermenge oder Diskurspraxis. Er gibt aber auch genau das und nicht etwa die Meinungen eines Autors oder den Sinn eines Werks. Literatur als Information zu beschreiben, heißt auch, diesen Standard selber befolgen, über Daten müssen Daten beigebracht werden. Deshalb sind Stellen und Zitate, also vorzeigbare und abgrenzbare Elemente, die basalen Einheiten der Argumentation. Deshalb auch ist ihr Stil ein fortlaufender Kommentar von Schriften – gleichgültig, ob diese Schriften wissenschaftlich oder poetisch, automatisch oder psychotisch heißen.

Im Interesse leichter Lesbarkeit wären vermutlich Referate und Deutungen, zumal unter Zugrundelegung einschlägiger Literatur- und Wissenschaftsgeschichten, vorzuziehen. Aber damit würden genau jene Buchstäblichkeiten, jene Lese- und Schreibsituationen ausfallen, auf die argumentativ alles ankommt – bei Hoffmann wie bei Stephani, bei George wie bei Ebbinghaus. Verfahrenstechniken sind nun einmal nicht Sache der Ergebnisberichte und Gesamtdeutungen. Man lese nach, was Nietzsche über «Leser heute» schrieb.

Immerhin hat auch die hier gewählte Darstellungsform Kommentar ihre Ökonomie. Es wäre ein ziemlich umständliches Verfahren, die Schulfibeln oder Leseerwerbsbücher, wie sie z.B. im Anton Reiser oder im *Offertingen* impliziert werden, durch exegetische Methoden vom Helden bzw. Erzählers[!] eines Romans oder auch mehrerer Romane her zu rekonstruieren. Der umgekehrte Weg – [XXI] nämlich zeitgenössische Fibeln aufzutreiben, zu sichten, zu kommentieren und sodann ihren Effekt auf

Romanhelden und Romanstrukturen zu deduzieren – hat den Vorteil, schneller zu sein (im Ergebnis wenigstens). Und das ist ganz unverächtlich für eine Untersuchung, die mit Notwendigkeit von vielen Texten her argumentiert.

Ein zweiter Vorteil kommt hinzu. Wenn Institutionen wie der Elementarunterricht in den Blick unserer Wissenschaft fallen, dann üblicherweise von literarischen und zumal erzählenden Texten aus. Konkreter heißt das: von den rekonstruierten Wahrnehmungen des Helden oder Erzählers aus. Erinnert sei an viele Arbeiten zur Kindheits- und Schulliteratur. Ein solches Verfahren bekommt aber, wie phänomenologische Unternehmen oft, Schwierigkeiten mit allem, was als Programmierung, Arrangement usw. abläuft, also hinter wahrnehmbaren Kulissen. Benjamin hat für das Medium Film klargestellt, daß es vom Konsumentenstandpunkt aus nicht zureichend analysiert werden kann. Dieser Primat des Technischen gilt für alle Medien, auch für Bücher. Um zu ermitteln, wie und wozu Instrumente wie das Lesebuch angehende Alphabeten programmieren, wird man mit deren Zeugnis allein nicht auskommen können. Man wird andererseits auch nicht behaupten wollen, diese Programmierung durch Fibeln sei literaturhistorisch uninteressant oder aus gleichzeitigen Sprachtheorien ohne jede Mühe zu deduzieren. Praktiken sind nun einmal keine bloßen Anwendungen. Und doch scheint es außer vorliegendem Buch nicht eine Darstellung der Regeln zu geben, nach denen zu Zeiten der Klassik-Romantik dasjenige gelehrt und gelernt wurde, was dann Schriftsteller zu Gegenständen unserer Wissenschaft qualifiziert. Auch das erneuerte psychoanalytische Interesse an Dichterkindheiten verbürgt ja (trotz Melanie Kleins Hinweisen) noch nicht, daß so simple Dinge wie Schriffterwerb Thema werden.

Der letzte Vorteil bei der Akzentuierung von Programmen und Programmatiken ist es, die Institutionengeschichte selektiv treiben zu können. Für eine Analyse literarischer Systemplätze und Systemveränderungen zu gegebenen Zeitpunkten müssen Größen wie das Schulfach Deutsch oder das Prüfungsnetz im höheren Schulwesen nicht in ihrer ganzen historischen und regionalen Breite dargestellt werden. Das würde den Rahmen sprengen und ist ja in Arbeiten von H.J. Frank, G. Jäger, Jeismann, v. Westphalen u.a. getan. Programme und Manifeste aber, von denen es nicht zufällig so viele in den zwei untersuchten Zeitpunkten gibt, bündeln historische Innovationen; an ihnen werden die neuen Kopplungen und Legitimationsverfahren zwischen Literatur und Referenzwis-

senschaften exemplarisch klar. Die historische Pädagogik, der vorliegendes Buch sehr viel verdankt, muß auch Zeitverzögerungen und Wirkungsgrade derartiger Programme berechnen. Für eine Funktionenanalyse dagegen genügt der Nachweis, daß es Forderungen wie Niethammers gescheiterten Schuldichterkanon oder den Freien Aufsatz der Kunsterzieher überhaupt gegeben hat. Denn schon als diskursive Fakten machen sie die verschalteten Institutionen namhaft. Und weil der Akzent auf Programmen methodischen, nicht sachlichen Sinn hat, werden Zeitverzögerungen, Ungleichzeitigkeiten, Langzeitfolgen usw. damit nicht geleugnet. Daß z.B. ab 1908 auch Preußens Universitäten Studentinnen aufnahmen, ist zunächst nur ein Programmpunkt gewesen. Er löste aber Veränderungen aus, die mittlerweile auch in ihrer Breitenwirkung nicht mehr zu übersehen sind. Analoges gilt von Ebbinghaus und seinem schmalen Buch.

Die Engführung von literarischen Einzeltexten einerseits, von Programmen mit statistischer Wirkungsabsicht und/oder Wirkung andererseits, wie sie hier zur Methode wird, mag ungewöhnlich sein. Sie hat aber Gründe. Eine Misere der historischen Literatursoziologie scheint es ja zu sein, daß sie ihre Gegenstände allzu oft nach Maßgabe ihrer Methode wählt und d.h. weitverbreitete, aber drittklassige Texte zum Beleg heranzieht, wo viel eher höchst elaborierte Literatur auf der Höhe von Zeit |XXIII| und Programmatik ist. Und es scheint umgekehrt eine Misere der Werkinterpretation, daß sie große Texte so gern auf Theorien oder Philosophien bezieht, die als solche die elementaren (und in jenen Texten auch beschriebenen) Praktiken Schreiben und Lesen meist schon übersprungen haben. Auch das mittlerweile zum Interpretenslogan gewordene Wort *écriture* meint Kulturtechniken nicht als Kulturtechniken. Vergebens also wird man in Literatursoziologien der sehr wichtigen <Lesesucht> um 1800 nach einer Tasso-Leserin namens Leonore suchen, obwohl auch sie bestimmte Symptome der Sucht aufweist. Vergebens (mit wenigen Ausnahmen) wird man umgekehrt in Tasso-Interpretationen nach dem sozialstatistischen Befund Lesesucht suchen. Und das ist nur eins von 20 möglichen Beispielen einer unglücklichen Arbeitsteilung. Aufgabe bleibt demnach, immer wieder (1) statistisch erfaßbare und (2) individualisierend beschriebene Gegebenheiten der Literaturgeschichte aufeinander transparent zu machen.

In dieser Absicht scheint ein Konzept wie Kulturtechnik von vornherein geeignet. Kulturtechniken sind den

Leuten nicht, wie etwa Produktionsbedingungen, aus faktischen oder ideologischen Gründen unzugänglich. Sie können andererseits, als Techniken der Lenkung und Programmierung von Leuten, auch nie nur individuell sein. Man lese nach, was Mauss (s.v. Körpertechniken) über die historischen Ursprünge des Schwimmens in Mitteleuropa herausgefunden hat. Unter kulturtechnischer Fragestellung verlieren auch alltäglichs-te Praktiken ihre scheinbare Harmlosigkeit und Individualität, weil sie mit einem Schlag auf staatliche oder industrielle Programme transparent werden. Und das sollte von den erheblich offiziöseren Praktiken Schreiben und Lesen nicht gelten?

Zweifel sind also angebracht, wenn kulturelle und speziell literarische Öffentlichkeiten auf der einen Seite, Staat oder Industrie auf der anderen so auseinandergehalten werden, wie |XXIV| das zum Selbstverständnis des bürgerlichen Zeitalters gehört hat. Medienhistoriker analysieren jene Öffentlichkeit anders: «Sie war der Faktor, den sich die Obrigkeit selbst bestimmte, um ihre Verwaltungsfunktion als öffentliche Aufgabe anzusehen.»<sup>7</sup> Auch vorliegendes Buch läßt alles andere als undeutlich, wozu der nach Jena/Auerstedt entstehende Bildungsstaat Dichtungen in einer solchen Selbstregelungsschleife funktionalisiert hat. Gleichermäßen klarzumachen, welchen großindustriellen Strategien die technischen Medien zu danken sind, würde nur den literaturhistorischen Rahmen sprengen. Schon der Nachweis, daß diese neuen Konkurrenten ein literarisches Monopol aus der Welt geschafft haben, sagt einiges über den Stand der Dinge oder – um einen nachgerade kunsttheoretischen Slogan aus Silicon Valley zu benutzen – the state of the art.

Sicher, Regelschleifen mit Funktionen wie Programmierung, Lenkung, Verwaltung bieten kein so erfreuliches Bild wie eine Literatur, die in freier Konkurrenz entstehen und den Menschen in seine Würde oder Utopie befördern soll. Sie sind aber nachweisbar. Alle Kulturtechniken betreffen schließlich die Körper, ihre Sinne und Sinnlichkeiten.

Literaturgeschichte als Teil der Geschichte von Kulturtechniken und Datenverarbeitungsmaschinen anzulegen, mag also nicht gerade erhebend sein. Es hat aber eins für sich: Der Gegenstand unserer Wissenschaft rückt in die «wissenschaftliche und technische Welt, die» (nach einem Wort Foucaults) «nämlich unsere wirkliche Welt ist.»

1 Martin Heidegger, Nietzsche. Pfullingen 1961, Bd. I, S. 102 [Orig. S. VI]

2 Vgl. dazu Charles E. McClelland, State, society, and university in Germany 1700–1914. Cambridge 1990 [Orig. S. VIII]

3 Karl Friedrich Göschel, Über Göthe's Faust und dessen Fortsetzung. Nebst einem Anhang von den ewigen Juden. Leipzig 1824, S. 151 [Orig. S. XIV]

4 Vgl. Heidegger, Sein und Zeit. Halle/S. 3 [hochgestellt] 1931, S. 358: «Auch die «abstrakteste» Ausarbeitung von Problemen und Fixierung des Gewonnen hantiert z.B. mit Schreibzeug. So «uninteressant

und «selbstverständlich» solche Bestandstücke der wissenschaftlichen Forschung sein mögen, sie sind ontologisch keineswegs gleichgültig.» Und literaturwissenschaftliche erst recht nicht. [Orig. S. XVI]

5 Für den scheinbaren Gegenfall Dilthey vgl. unten S. 350f. und 471 [Orig. S. XVII]

6 Nur ein Beispiel: Hans-Georg Gadamer, Goethe und die Philosophie. Leipzig 1947 [Orig. S. XVIII]

7 Winfried B. Lerg, Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Herkunft und Entwicklung eines publizistischen Mittels. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1970, S. 292 [Orig. S. XXIV]